



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 153.

Dienstag, 3. Juli.

1928.

(9. Fortsetzung.)

### Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Kurt wollte nicht ins Hintertreffen kommen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, lachte.

„Du vergißt bei all deinem guten Willen eines; die Großzügigkeit! Nur Männer in unserem Berufe, die eine leichte Hand und einen weiten Blick haben, also auch den vielgerühmten Hanseatengeist — werden es unter den Landwirten schaffen, zum Segen des Vaterlandes. Du denkst in Quadratmetern, ich weit und groß, also — hehr!“

„Proßt!“ schrie der Arzt. „Auf daß Sie's schaffen!“ Und heimlich stieß er unterm Tisch den Fuß Bira Wernstedts. „Königin des Festes, so schweigsam!“

Sie hatte vor Vergnügen über die verliebten Hitzköpfe die Zähne aufeinandergebissen, aber getan, als ließe sie sich's ernstlich durch den Kopf gehen, was ihre „Kammerherren“ gesagt hatten. Es war ja für sie bestimmt. Der eine wollte ihr deutlich machen: Heirate mich, von deinem Gelde kaufen wir ein großes Gut, und dann sollst du sehen, was ich für ein Kerl bin. Und der andere wollte ihr sagen: was brauch ich dein Geld? Ich schaff' dir aus eigener Kraft ein herrliches Leben! Bilde dir ja nicht ein, weil du aus einer Hamburger Honoratiorenfamilie stammst, ich sei ein dummer Bauer! Wir Lensings gehören zum besten Blute unseres Standes. Entzückend war dieses Werben! Und nun den Widerspruch der Brüder erst recht herausgefordert.

„Meine Herren, ich glaube, jeder von Ihnen hat auf seine Art recht!“

„Ach nee,“ sagte der Arzt — „keiner!“

„Bitte, Ihre Beweise,“ meinte Kurt erregt.

Und Ernst hob ein wenig lässig die Hand. Höhnzte.

„Beweise? Wie soll man heute beweisen, was wir beide erst in zehn Jahren können? Geld einnehmen ist heute für den Landwirt kein Kunststück! Aber, es wird eine Zeit kommen, vielleicht schon recht bald, da wird es sich herausstellen, wer von uns Beiden den höheren Geisteschwung besitzt! Ich, der ich nach deiner Ansicht in Quadratmetern denke, oder du mit deiner Großzügigkeit! Heute rechnet jeder Tagelöhner mit Milliarden, vielleicht bald mit Billionen, wir alle, auch der Großkaufmann in Hamburg, werden wieder lernen müssen, mit Pfennigen zu rechnen! Uebertragen aufs Land mit Quadratmetern!“

„Das haben Sie sehr schön gesagt,“ rief Bira Wernstedt, die sich in ihrem Leben nie mit einem Kupferpfennig abgegeben hatte.

Kurt stieß das Kinn vor. Er wurde erregt, weil ihn der Arzt so spöttisch ansah.

„Redensarten, meine Gnädigste, die eine gewisse Geistesenge verraten! Was sind denn heute Milliarden? Groschen! Und wer sagt uns denn, daß die nicht bald zu Pfennigen werden? Wir haben da doch schon höllisch viel erlebt!“

Gewandt schwenkte Bira Wernstedt um.

„So ungefähr schreibt mir mein Bruder, der wahrhaftig über Hanseatengeist verfügt, fast in jedem Briefe auch!“

„Da hast du die Antwort, Ernst!“

Der wollte sich nicht werfen lassen. Krampfte wieder die Faust in sein Mundtuch. Beugte sich über den Tischrand. Hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge.

Wagengerassel auf dem holprigen Hosspflaster. Die Zwillinge hoben die Köpfe. Standen auf. Wurden bleich. Sagten wie aus einem Munde: „Der Wilhelm!“

#### XI.

So einsam wie an diesem Sonntagmorgen hatte sich Frau Lensing noch nie gefühlt. Die Stille im ganzen Hause lastete schwer auf ihr. Ein beklemmendes Gefühl stellte sich ein. Ihr Herz schlug unruhig. Sie kannte sich doch in ihren Kindern aus. Was hatte eine gebrechliche Frau denn anders zu tun, als die Ihren zu beobachten, damit sie immer bereit war zu einem guten Rat. Es schwebte irgendein Gewitter über ihrem Hause. Erst war es nur eine Ahnung, dann wurde es ihr zur Gewißheit. Sie konnte es gar nicht erwarten, bis es 12 Uhr geworden war, vorher bekam man jetzt auf dem Lande keinen, und dann auch nur für eine Stunde, Fernsprechanschluß.

Punkt zwölf erhob sie sich, ging mühsam, auf ihren Stod gestützt, zum Schreibtisch. Auf dem stand der Fernsprecher. Dieß sich mit dem besten Freunde ihres Mannes, mit dem Rittergutsbesitzer Obrecht, verbinden. Er war selbst am Fernsprecher.

„Nicht auch wie mein Wilhelm zur Versammlung?“

„Was denn für eine Versammlung?“

„Schon gestern Abend ist mein Sohn abgereist! Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, und Sie wissen, lieber Freund, ich stelle keine Fragen, von denen ich weiß, daß sie mir nicht gern beantwortet werden! Es kommen dann nur halbe Wahrheiten heraus! ... Ich glaube, er ist nach Halle gefahren!“

„Was haben wir alten Kurbessen mit Halle zu tun? Da müßte ja etwas ganz Besonderes vorliegen, und das müßte ich wissen!“

Frau Lensing ließ den Kopf sinken, der Hörer zitterte in ihrer Hand. Dann sagte sie zögernd:

„Vielleicht weiß Ihre Else Bescheid!“

„Nein, die drängelt mich schon immer vom Fernsprecher weg, möchte gerne mit Ihnen sprechen!“

Ein Lächeln huschte über das von Leid durchfurchte Gesicht.

„Ich würde sehr gern mit ihr ein paar Worte wechseln!“

Die mußte den zweiten Hörer in der Hand gehabt haben, denn sie meldete sich sofort.

„Da bin ich! Guten Tag! Darf ich heute nachmittag ein paar Stunden herüberkommen, Ihnen die Zeit vertreiben!“

„Sie würden mir eine große Freude bereiten, liebes Kind!“

„Um drei bin ich da und bleibe bis halb sieben! Auf Wiedersehen!“

Frau Lensing hing den Hörer wieder an. Die blauen Augen wurden ganz groß. Es wurde ihr zur Gewißheit, der Wilhelm war zu den Zwillingen gefahren. Bei denen würde irgend etwas nicht in Ord-



nung sein. Und dann setzte ihr Herz einen Schlag aus, so heftig war ihr der Schreck in die Glieder gefahren. Wenn — ein Weib den Zwillingen über den Weg gelaufen war? Ein Weib, das sie beide liebten? Wenn der Friede zwischen den beiden, ihr geradezu muster-gültiges Verstehen um ein Weib in die Brüche zu gehen drohte? Hatte Wilhelm vor einer reichlichen Woche nicht nur Bedenken aus sich heraus gehabt, daß dieser Fall eintreten könnte? Hatte er Bestimmtes gewußt? Und war nach der Altmark gefahren, um dort mit fester Hand Ordnung zu schaffen? Die Zwillinge hatten Respekt vor ihm. Aber sie waren aus den Kinderschuhen heraus gewachsen. Und wenn das Weib dem Mann gegenübertritt, das er liebt, nimmt er keinen Rat mehr an. Dann wollen gesunde Männer das Leben zwingen. Und ferngesund waren die Zwillinge! ... Schwach war der Leib, aber zäh der Wille dieser Frau! Morgen kam ihr ältester Sohn zurück. Sie würde ihn fragen, klar und bündig, und auf offene Fragen wurde in diesem Hause nicht mit der Wahrheit hinter dem Berge gehalten.

Da schlich sie wieder zu ihrem Sessel zurück. Zwang sich das Essen in den Leib. Jetzt schwach werden durfte sie nicht, sie hatte über ihre Kinder zu wachen, und wenn es sich als nötig erweisen sollte, verstand sie zu handeln. Vor ihrem festen Blick und ihrer ruhigen Rede würde sich das schäumende Blut junger Männer, die ihre Kinder, ihre Lieblinge waren, beruhigen. Außerlich zitterten ihre Hände, wenn sie aber an die Herzen der Zwillinge griff, würde es sanft, aber fest gesehen!

Pünktlich kam Else Obrecht mit ihrem Trabber vor- gefahren.

„Willkommen, liebes Kind!“

Strahlend blau waren die Augen, ein dicker blonder Zopf lag um die Stirn. Breitbrüstig war das zweiund- zwanzigjährige Mädel. Und Hände hatte sie, denen man es ansah, daß sie gewöhnt waren, zuzugreifen. Auf den runden Wangen blühte die Gesundheit. Keine Schönheit war Else Obrecht. Aber eine Frau würde sie geben, die eine große Wirtschaft mit fester Hand regierte. Und gesunde Kinder schenkte sie ihrem Manne. Das blieb die Hauptsache!

Anfangs war das junge Mädchen ein wenig be- fangen. Noch hatte „er“ nicht gesprochen, aber er würde es tun, wenn das Trauerjahr vorüber war. Sie hatte den ruhigen Mann, diesen gefestigten Charakter, gern. Keine himmelfürmende Liebe war es, ein wärmendes Feuer. Zwei taten sich zusammen, die ihren Beruf ver- standen.

Frau Lensing lächelte.

„Denken Sie nur, mein Wilhelm fährt fort und sagt seiner Mutter nicht einmal den eigentlichen Grund!“

„Er wird es schon tun, wenn er's für an der Zeit hält!“

Es kam bestimmt über die Mädchenlippen. Das ge- fiel der alten Frau.

„Ja, so ist er! Allen Aerger will er der Mutter fernhalten!“

„Ist das nicht verständlich?“

„Es ist vornehm gedacht! Ob es richtig ist, wird sich erst herausstellen!“

„Sie werden sich doch keine trüben Gedanken machen, Frau Lensing? Was ihr ältester Sohn ansagt, ist in guten Händen!“

Für die Worte danke ich Ihnen, liebes Kind!“

Else Obrecht schlug die Käte ins Gesicht. Frau Lensing streichelte ihr die Hand. Wozu reden, wenn alles in bester Ordnung war?

Frau Antonie spielte an diesem Morgen mit ihren beiden Kindern. Aber sie war nicht recht bei der Sache. Auf ihrem schmalen, rissigen Gesicht lag ein nachdenk- licher Zug. Wenn ihr Mann bei Vira nichts erreichte? Es war sehr schwer fertig werden mit ihrer Schwägerin. Trotz allem Abraten von vielen Seiten hatte sie ihren Willen durchgesetzt und Werner Bernstedt geheiratet. Man hatte ihr vorgestellt, daß der Krieg nicht lange mehr dauern könne, weil Deutschland in diesem Jahre,

es war 1918 gewesen, zu einer Entscheidung kommen müsse, und Bernstedt ein Draufgänger war, der sich wieder an die Front gemeldet hatte, obgleich er schon zweimal verwundet worden war. Aber das hatte gar nichts genützt. „Ein kurzes Glück ist immer noch besser als gar keines!“, war Vira Antwort gewesen. Und wie man gefürchtet hatte, war es gekommen! Werner Bernstedt hatte lebend das Vaterland nicht wiederge- sehen. Und dann war die Unruhe, die schon immer in Vira Blut gespukt, erst recht groß geworden. In ihrer schönen Villa in Trautental hielt sie es immer höchstens ein Vierteljahr aus. Dann war sie, ohne etwas vorher zu sagen, plötzlich verschwunden. Schrieb Ansichtskarten aus Wien, aus Baden-Baden, aus Dresden, Berlin, Heringsdorf oder gar aus Rom oder aus Nizza. Geld- sorgen machte sie sich nicht. Ihr Bruder würde schon vorteilhaft mit ihren Papieren spekulieren. Wie oft hatte der nicht gesagt: „Hoffentlich verlobt sie sich mit einem vernünftigen Manne! Ich fürchte aber, sie wird eines Tages ein ganz ausgefallenes Exemplar an- bringen!“ Unter der Hand wurde sich erkundigt, ob sie nicht zu Seitensprünge neige, dann hätte ihr Bruder kurzen Prozeß gemacht und sie entmündigen las- sen. Wegen Verschwendung! Das wäre zu erreichen gewesen. Man hätte den Gerichten nachgewiesen, welche Summen Vira verbrauchte. Daß ihr Bruder durch bis- her glückliche Spekulationen das Vermögen annähernd auf dem alten Stand hatte halten können, war Glück- sache gewesen. Aber eines Morgens konnte es ein Er- wachen mit Schrecken geben! Diese Sorge nagte selbst an einem Manne, der es verstand, seine Nerven in strenger Zucht zu halten. . . . Gott sei Dank war über Vira Lebenswandel bisher nichts Nachteiliges zu er- fahren gewesen. Wo sie auftauchte, hatte sie immer sofort eine Schar Trabanten um sich, unter denen ganz gewiß eine große Anzahl Glücksritter und Frauenjäger waren. Vira spielte mit ihnen Kake und Maus und ließ sie dann laufen! . . . Aber eines Tages würde sie gefangen werden! . . . Und nun das tolle Spiel bei diesen jungen Leuten in der Altmark! Wenn sie dar- über wenigstens in ihren Briefen geschwiegen hätte! Aber das fiel ihr ja gar nicht ein. Und wenn man ihr einmal Vorwürfe über ihren Lebenswandel gemacht, hatte sie gelacht und gesagt: „Wer wagt es, mir irgend etwas vorzuwerfen, was gegen die gute Sitte ver- stößt?“ . . . Gute Sitte war ein dehnbarer Begriff. Was sie meinte, wußte man wohl. Und in dieser Be- ziehung war ihr zum mindesten nicht das geringste vor- zuwerfen . . . Ein großes Erleben hatte sie doch hinter sich. Aber von nachhaltigem Eindruck war es nicht ge- wesen . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Gliehwärmchenlied.

Im ganzen Dierreich is gee Glee  
So voller Reiz un Boesie,  
Als wie dr Gleechworm, der bei Nacht  
De Runde mits Ladarnehen macht.  
Das schillert hin un schillert her,  
Un manchmal siehtmr ooch nisch mehr.  
Wenn eener denkt, ick dißb ick druff —  
Da dauchts dann ganz wo andersch uff.  
Schon viele hat de Mut gebakt,  
Bon so ä winzchen Bieft vergnakt.  
Dum wer geen Schbak vertragen gann,  
Der fasse ähmd geen Gleechworm an.

Gene Botz

## Wiesenhochzeit.

Von Marianne v. Ziegler.

Tagelang hatte es geregnet. Die Blumen hatten ihre Köpfe gesenkt, viele sogar die Kelche geschlossen gehalten, von Duft war keine Rede gewesen — wozu auch? Außer Schnecken und Würmern ließ sich doch niemand blicken. Deut aber war schon der frühe Morgen strahlend angebrochen, alles auf der kleinen Bergwiese rüstete sich zur Arbeit und streckte sich der Sonne entgegen. Die Grillen waren längst unterwegs und verkündeten: Heute Konzert! Denn man konnte mit starkem Besuch rechnen. Die braven Margueriten



standen schon mit entfalteter Krause bereit, als der saule gelbe Hahnenfuß erst erwachte. Der rote, gelbe und weiße Klee, der sich in einem dicken Polster breit machte, hing schon an, in der zunehmenden Wärme zu duften. Da mochte der Salbei, der sich als Heilpflanze viel auf seine Tüchtigkeit einbildete, nicht zurückbleiben, stand stramm, roch gewürzig und sah nach allen Seiten aus, ob die Bienen denn noch nicht kämen.

Am neugierigsten aber war das junge Akeleienfräulein, das, wie es in seiner Familie Sitte war, etwas abseits stand. Es hatte die nassen Tage benützt und sich so lange gestreckt, bis es über den grauen, eisenüberzogenen Stein, der ihm vor der Aussicht lag, hinwegsehen konnte. Was war da drüben für ein Gewimmel von allen möglichen Blumen! Überrascht und vergnügt nickte es ihnen im Morgenwinde zu.

„Saltung, Kind, Saltung!“ mahnte eine dunkelrote Orchidee, die bisher an dem schattigen Plätzchen seine einzige Gesellschaft gewesen war; sie bildete sich nicht wenig auf ihre Vornehmheit ein und hielt sich daher vereinzelt. „Die da drüben sind lauter gemeines Volk, um das du dich nicht zu kümmern brauchst.“

„Aber es sieht so hübsch aus“, sagte die Akelei und sah sehnsüchtig hinüber, „und heute bekommen sie sicher sehr viel Besuch. Der kleine Schmetterling, der eben vorbeiflog, hat es gesagt.“

„Wie kann man einem Schmetterling glauben!“ tadelte die Orchidee. „Und noch dazu so einem gewöhnlichen Zitronenfalter! Mit solchen Leuten mußt du dich gar nicht einlassen.“ Und dann fing sie an, so stark sie konnte, zu duften, denn sie wollte doch auch Besuch haben; sie war noch eine recht ansehnliche Orchidee, obwohl sie schon ziemlich lange da stand und ihre untersten Blüten schon ein wenig verblühten. Noch ehe die Grillen zu geigen begannen, wurde es lebendig. Zuerst kamen allerhand kleine Fliegen des Wegs, die waren so früh am Morgen noch etwas schläfrern, denn sie fürchteten den Tau, und die meisten Blumen hielten nicht viel von ihnen. „Pfui! Wo habt ihr euch überall herumgetrieben!“ sagten sie und schüttelten sich. „Nektar euch gefälligst erst die Füße ab, ehe ihr anständige Häuser besucht!“ Nur die Margueriten, die nicht heikel waren, ließen sich das unedle Getrabel gefallen und lachten dabei über ihr ganzes gutmütiges Bauernmädchengeflüster.

Paradisi. Die Akelei war zu Tode erschrocken, der Salbei schimpfte laut. Ein alter Raikäfer war mit Krach und Gepolter vom Baum gefallen, mitten unter die Blumen. Was galt es ihm, daß er den Ehrenpreis, an dem er sich wieder auftrappelte, fast triefte? Da sah er nun glücklich wieder und putzte mit lautem Geschmak seine Fehwerkzeuge, daß alle Blumen sich angeekelt von ihm abwandten. Eigentlich war es nur Wichtigkeitserei von ihm, denn es schmeckte ihm schon seit einiger Zeit nichts mehr so recht, und er seufzte, daß ihm die Seiten krachten, wenn er dem leichtschwingigen Gefindel zusah, das sich heute in der Sonne breit machte. Ein paar Bläulinge verfolgten eine ihrer bräunlichen jungen Damen, die offenbar noch nicht wußte, was sie wollte, einzelne stahlblaue Libellen schossen wie Blitze herum. Die Bienen kamen Scharenweise und gingen mit Eifer und Sachkenntnis an ihr Geschäft, von allen Blumen freundlich aufgenommen, denn sie benahmen sich fein und manierlich, nicht wie die groben Hummeln, die einen beinahe umrissen, oder die gierigen Wespen, die allen Honig bis zum letzten Rühlein mitnahmen. Viel Wirrwarr richteten die unruhigen Junikäfer an. Sie krochen stengelauflauf, stengelab, klapperten mit den Flügeldecken und waren überall im Wege. „Ich bin so kitzlich!“, seufzte das Zittergras, das gar nicht mehr zur Ruhe kam. Da und dort fanden sich schon die Pärchen zusammen. „Wohin wollen wir unsere Hochzeitsreise machen?“ hieß es. Die einen bevorzugten die Stabiose, die so weich gepolstert war. Andere blieben lieber im Schatten drunten bei Kreuzblümchen und Günsel. Ein Paar konnte sich nicht einigen. „Sehr schön und passend wäre dort der goldgelbe Pantoffel“, schlug er vor und meinte damit den Wiesenhornklee. Sie aber hielt es für eine Anzüglichkeit, und da sie höher hinaus wollte, flog sie ihm, ritsch! davon; er ihr nach, ein Anderer dazu — mißbilligend brummte der alte Raikäfer hinter den Wildfängen her. Aber zu seinem Schmers wurde er nur von der ganzen geflügelten Gesellschaft ausgelacht. Der Esu, der die längste Lebenserfahrung besaß, kramte gar alte Geschichten aus des Raikäfers Jugendtagen aus; die Blumen stießen sich lichernd an. Ein weißer Schmetterling kam über den Stein geflogen, rief der Akelei ein paar Komplimente zu und hing sich dann an die Orchidee, die ganz beglückt stillhielt, als er ihr versicherte, sie sei die Schönste weit und breit. „Wie kann man einem Schmetterling glauben“, sagte laut der Esu, dieser Grobian, und dazu noch so einem...! „Bitte sehr, es war ein Apollonfalter“, widersprach die Orchidee. Aber der Esu hatte genau gesehen, daß es ein ganz gemeiner Kohlweißling

war, ein Schwerenöter, der immer bei älteren Damen sein Glück machte.

Inzwischen war die Akelei fast ein wenig traurig. Drüben ging es immer lustiger zu, aber an ihr flogen die Schmetterlinge meist mit artigen Reden vorüber, denn ihr gesenktes Köpfchen war ihnen zu unbequem. Einmal kam wohl eine dicke Hornisse zu näherem Besuch, aber die war so heftig, daß die kleine Akelei sich schütteln mußte; da verlor sie den Halt und zog schimpfend ab. Die Akelei war wieder ganz allein. Ob es denn gar keine anderen Akeleien mehr gab? Die Orchidee hatte gut reden, daß es vornehmer sei, einzeln zu stehen; aber sie spürte doch große Sehnsucht nach anderen ihrer Art. Etwas fehlte ihr selbst an diesem schönen Sommertag, an dem alle Blumen so glücklich unter der Sonne standen. „Nur Geduld!“ sagte der Esu, der im Grunde sehr gutmütig war. „Keines von uns ist umsonst da; du wirst schon noch eine Botschaft bekommen.“ „Nur Geduld!“ sagte auch ein freundlicher kleiner Marienkäfer, der an ihrem Stengel emporstrebte. Da war sie wieder zufrieden und sah weiter dem Treiben auf der Wiese zu.

Auch die Orchidee sah hinüber und räusperte die Nase. „Wo der Klee sich breit macht, wird es doch immer gleich gemischt“, sagte sie. „Alles müssen die übertreiben, die Farben und den Duft. Nun haben wir die Bescherung!“

„Etwas besoffen geht es ja zu“, stellte auch der Esu fest; „aber das gehört sich so. Ich habe meine Freude an dem Betriebe!“ Die Grillen geläuten immer lauter und ohne Atempause; die Schmetterlinge taumelten schon, das trüben Getier lärnte und purzelte durcheinander; der alte Raikäfer lag zappelnd auf dem Rücken. „Vorwärts!“ riefen die Bienen, wenn sie mit ihren honiggelben Böschchen den Weg durch das Gedränge suchten, denn sie fürchteten es sehr, angerempelt zu werden. Aber es half nichts. Alles schwirrte freudig und quer und vergaß die guten Sitten. Die Fliegen wurden immer dreister, die Junikäfer libelsten das Zittergras fast zu Tode und lachten darüber wie toll. Die Luft flimmerte vor Sonnenwärme, und der Honigduft lag wie eine Wolke über der Wiese. Der Akelei wurde ganz süß und bang zu Mut. Da kam eine goldbraune Biene gerade auf sie zugeflogen, grüßte freundlich und setzte sich behutsam an den Rand ihres dunkelpurpurnen Kelches. Die kleine Blume wagte kaum zu atmen. „Gerade dich habe ich gesucht, Akeleienfräulein“, sagte die Biene. „Denn an dich habe ich einen Auftrag. Da drüben, hinter den Farnkräutern, stehen noch andere Akeleien, und eine von ihnen hat mich eigens zu dir geschickt, daß ich ihr den schönen, feinen Blütenstaub von ihr bringe!“ Da wurde die Blume mit einemmal wunderbar froh, sie hielt ganz still und gab gern all ihren Honig her, denn sie wußte, daß dies der glücklichste Augenblick ihres Lebens war.

Die Biene bedankte sich und flog weiter; sie mußte noch viel arbeiten. Das Tagewerk der Akelei war nun getan. Sie blinzelte ein wenig in die Sonne und küßte eine süße Müdigkeit, so daß sie ihr Köpfchen immer tiefer sinken ließ. Wie ihr, ging es auch den anderen Blumen, und selbst der Chor der lustigen Gäste wurde immer leiser. Der Himmel wölbte sich dunkelblau. Bald war kein Laut mehr zu hören.

„Was ist das?“ fragte ein müder Schmetterling schlaftrunken. „Still“, flüsterte das Sonnenröschen, das vor lauter Licht ganz golden geworden war, „die Himmelsmutter geht über den Berg!“ „Nein“, widersprach die Grille, „es ist die Mittagsgöttin!“ Der Salbei behauptete, es sei der große Pan. Der alte Esu, der es noch am ehesten hätte wissen können, schwieg, und alle anderen waren zu schläfrig, um lange zu streiten.

Ihr Leben lag in der kurzen Sommerstunde beschlossen. Aber die Sonne über ihnen ging weiter ihren Weg.

## Randglossen.

Von Wollgang Federau.

Nicht die Zeit ändert uns, sondern die Schicksale, die sie in sich schließt, bewirken es.

Nichts Kostbarereres gibt es für den Schaffenden, wirkenden, denkenden Menschen als die Zeit — kein gefährlicheres Wort daher als dies: Zeitvertreib!

Wir sind alle wie Insekten, und um uns breitet sich das große Meer der Gleichgültigkeit.

Man sollte niemals sagen: jetzt bin ich am Ende. Denn von jedem Endpunkt führt immer noch ein Weg — nach oben!





## Die Rationalisierung des Waschtages.

Ein Kapitel von praktischer Wissenschaft für die Hausfrau.

**Rationalisierung** — dieses Schlagwort unserer Zeit hat auch in dem konservativsten geleiteten Betriebe, den es gibt, im Haushalt, Eingang gefunden. Bewußt oder unbewußt handelt wohl heute jede einigermaßen tüchtige Hausfrau im Sinne dieses Wortes, das da vorschreibt, mit dem möglichst geringsten Aufwande den möglichst größten Nuteffekt zu erzielen. Nur in einen Raum des Hauses pflegt dieses Wort noch immer nur sehr langsam einzudringen, das ist — die Waschküche. Hier wird in den meisten Fällen noch nach Urmütterweise verfahren, und es ist deshalb kein Wunder, daß der Washtag meist ein Tag des Schreckens für die ganze Familie zu sein pflegt. Denn meist steht er im Zeichen der „Ungeklärtheit“ der flüchtig aufgeräumten Stuben, der schnell zusammengekehrten Gerichte und der Erschöpfung und nervösen Überreizung der Hausfrau. Die kommende Sommerzeit mit ihrem gesteigerten Verbrauch an Wäsche und Waschkleidern für Mutter und Kinder macht das Thema „Washtag“ zurzeit besonders aktuell, und deshalb wollen wir nachfolgend einmal untersuchen, wie man diesem Tage durch Rationalisierung seiner Arbeit einen großen Teil seines Schreckens nehmen kann.

Nicht jede Hausfrau kann es sich leisten, ihre Wäsche in die Waschanstalt zu geben, und die wenigsten können auch die Anschaffung kostspieliger Waschmaschinen und Hilfsapparate erwägen, von denen es allerdings ganz vorzügliche Systeme gibt. Trotzdem kann jede Hausfrau sich ihre Aufgabe unendlich erleichtern, wenn sie richtig verfährt. Wir müssen eben auch bei der Lösung des Problems „Wie reinige ich meine Wäsche!“ wissenschaftlich vorgehen.

Wodurch wird unsere Wäsche schmutzig?

Die Leibwäsche nimmt unsere Hautausdünstungen auf (Schweiß, Feuchtigkeit); in dieser legen sich die Staub- und Schmutzteile fest, und zwar um so mehr, je schmutziger Arbeit wir zu tun haben, und in Städten, in denen mehr Kohlenstaub und Ruß in der Luft herumfliegt, natürlich auch mehr als auf dem Lande. Ebenso ist es mit der Bettwäsche, wenn auch natürlich nicht in dem gleichen Grade, und deshalb ist Bettwäsche meistens ja nicht so sehr schmutzig, falls man sie regelmäßig wechselt. Geschirrtücher nehmen von den Töpfen und Schüsseln usw. kleine Fetttelle an, in denen sich der Schmutz festsetzt, ebenso Handtücher. Es handelt sich also bei all' unserer Wäsche, wenn wir sie reinigen wollen, darum, das Bindemittel, das den Schmutz in ihr festhält, zu lösen und den Schmutz fortzuspülen. Das ist die Aufgabe des Waschens. Diese löst man nicht durch Reiben! Reiben allein kann niemals reinigen. Wasser, Seife und Spülen sind die eigentlichen Waschmittel. Warum reibt man denn die Wäsche? An einigen Stellen, wie z. B. an Hals- und Ärmelbündchen, sitzt vielleicht der Schmutz besonders fest, und den sucht man durch Reiben zu lockern. Außerdem war in früheren Zeiten, als unsere Technik noch nicht so weit fortgeschritten war, das Reiben und damit im Wasser Hin- und Herbewegen das einzige Mittel, den Schmutz fortzuspülen. Das Reiben ist und bleibt aber ein Notbehelf, und wenn man es tut, so sollte man wenigstens immer darauf achten, daß „Stoff auf Stoff“ kommt, alle scharfen Gegenstände, wie Bürsten, Waschbretter u. dergl. sollte man vermeiden; sie zerstören die Faser des Wäschestückes, das dadurch schneller zerfällt, als bedingt wäre durch seine natürliche Abnutzung. Man hat festgestellt, daß ein Wäschestück normalerweise, d. h. wenn es von guter Qualität ist und sachgemäß behandelt wird, etwa 50 Wäschen aushält, ohne schadhast zu werden. Wenn wir es aber reiben und z. B. beim Auswringen mit der Hand zerren, so wird es oft schon nach wenigen Wäschen Fehlstellen zeigen. Das Gleiche ist natürlich der Fall, wenn man scharfe Waschmittel, minderwertige Seife u. dergl. nimmt, die die Wäschefaser zerstören.

Wir wollen uns nun einmal den Verlauf eines Waschtages vorstellen.

Wir sortieren am Tage zuvor unsere Wäsche, d. h. wir zählen sie und trennen die bunten Stücke von den weißen, die Wollwäsche von der baumwollenen und leinenen oder halbleinenen und die schmutzige von der weniger schmutzigen. Tisch- und Bettwäsche werden wir z. B. nicht mit der Leib- und Küchenwäsche zusammenbringen, weil die erstere nicht so

schmutzig ist und nicht soviel Arbeit erfordert. Auch besonders schmutzige Stücke, wie Arbeitswäsche, weichen wir für sich ein.

Hier kommt das Wort „Einweichen“. Was bedeutet das? Es ist die Vorstufe zum Schmutzauslösen. Würden wir die Wäsche gleich in heiße Seifenlauge bringen, so würde der Schmutz sich zwar auflösen, aber nicht aus der Wäsche herausgehen. Denn durch die Hitze quillt die Gewebefaser und nimmt die Staubeileichen nur um so inniger auf. Richtig ist es also, wenn man die Wäsche kalt einweicht, und zwar mit Bleichsoda. Die Soda löst das Fett zum großen Teil schon auf kaltem Wege auf, so daß der Schmutz schon gelockert in die Waschlauge kommt. Am anderen Morgen wringen wir die Wäsche aus der Einweichlauge heraus (möglichst mit Hilfe der Wringmaschine). Dann machen wir uns die Kochlauge zurecht. Auf 25–30 Liter Wasser (2½ bis 3 Eimer) rechnet man ein Palet gutes Seifenpulver oder ¼ Pfund Kernseife, auch ein gutes oxonhaltiges Waschmittel ist zu empfehlen. Hieran darf nicht gespart werden, denn wenn man volle Leistung erwartet, muß man auch die volle, vorgeschriebene Menge und die beste Qualität anwenden. Man löst das Waschlaugepulver kalt auf, Klümpchen gut verdrücken, in diese kalte Brühe kommt nun die Wäsche, und zwar alles zusammen, ausgenommen Wollwäsche und Bunkes. Man kann dies ruhig tun, weil ja der Hauptschmutz vorher durch das Einweichen schon beseitigt ist. Die kalte Lauge läßt man nun langsam ins Kochen kommen. Dieses braucht nur ½ Stunde zu dauern, und dann läßt man die Wäsche noch 1–2 Stunden ziehen, nicht kochen, man spart also Feuerung. Zu beachten ist hierbei, daß die Wäsche Bewegungsfreiheit hat, es muß genügend Lauge im Kessel oder Topf sein, denn sonst kann die Lauge nicht zirkulieren zwischen der Wäsche und den gelösten Schmutz nicht fortspülen. Man kann auch die Wäsche über Nacht in der Lauge belassen und am anderen Morgen fertigmachen, nötig ist es aber nicht.

Wenn die Wäsche nun lange genug gezogen hat, nimmt man sie aus der Brühe, läßt sie durch die Hand gehen und zieht Bündchen, Ärmchen und Nähte nach. Fast immer wird sie dann bereits tadellos sauber sein und uns durch ihre Blütenweiße erfreuen. In hartnäckigen Fällen wiederholt man das Verfahren, aber wie gesagt, das kommt nur selten vor. Auf jeden Fall ist man dann sicher, auch die schmutzigsten Stücke sauber zu haben. Es bleibt dann nur noch das Spülen zu erledigen. Dieses ist besonders wichtig: Gut gespült ist halb gewaschen, und nur durch gutes Spülen verhindern wir das Gelbwerden der Wäsche, wenn sie längere Zeit im Schraube liegt. Man spült das erstmal heiß, denn in kaltem Wasser würde die Seifenlauge, die sich noch in der Wäsche befindet, gerinnen und die Seifenteilechen würden sich nicht herausspülen lassen. Einmal heiß und zweimal kalt Spülen genügt.

In der abgekühlten, handwarmen Waschlauge waschen wir nun noch unsere Wollwäsche, und unser Bunkes, das wir auch vorher in Bleichsoda eingeweicht hatten, Strümpfe und Wollwäsche weicht man aber vorher nicht ein, auch müssen diese Sachen gleich nach dem Waschen gespült und aufgehängt werden, denn Wollwäsche darf nicht lange naß bleiben. Wenn man so verfährt, wird man den Washtag nicht als Last empfinden, weil die Arbeit leicht und schnell zu erledigen ist und weil man so Zeit und Gelegenheit findet, auch die übrigen häuslichen Obliegenheiten in gewohnter Weise zu erfüllen.

Danna Erwin.

## Frauenleben — Frauenstreben.

Ein Sportstudentinnenheim. Kürzlich wurde das nach Frau Oberbürgermeister Böß genannte Anna-Heim für Studentinnen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen mit einer kleinen Weihfeier seiner Bestimmung übergeben. Der Präsident des Deutschen Ausschusses für Leibesübungen, Exzellenz Dr. Lewald, hatte zu einer Besichtigung dieses Heimes und der sonstigen großzügigen Anlagen des Sportforums gebeten. Eine große Schar von Besuchern bewunderte die in kurzer Zeit entstandenen Bauten mit großen Turnhallen, Sportplätzen, Massageräumen und Badeeinrichtungen und ließ sich die noch im Bau befindliche große Schwimmbadanlage erklären. Auf den glänzend gepflegten Rasenplätzen wurden die verschiedensten Übungen vorgeführt, wie Speerwerfen, Ballspiele, Hochsprung usw. Die aus der Hochschule hervorgehenden Sportlehrer und -Lehrerinnen werden von größter Bedeutung für die körperliche Kräftigung der gesamten deutschen Jugend sein.